



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Rosenberg, Adolf: Ein neues Buch über das alte Italien

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Ein neues Buch über das alte Italien



Ieder ist die Zeit nahe, wo der uralte Drang der Germanen nach dem Süden in den deutschen Landen mächtiger wird als in jeder andern Jahreszeit. Schon seit mehreren Tagen liegt der erste Lockvogel, der uns über die Alpen zieht, auf unserm Tische: Gsell-Fels hat den kleinen Meyerschen Reiseführer: Italien in sechzig Tagen, den selbst Kunstgelehrte neben dem Burckhardt'schen Cicerone in die Reisetasche stecken, zum fünftenmale in die Welt geschickt. Aber die Zeitungsberichte, die wir seit sechs Wochen lesen, stimmen Wunsch und Hoffnung von Tag zu Tage mehr herab. An das alte Märchen vom „Land der Sonne“ mit seinem ewig blauen Himmel glaubt heute niemand mehr, der einmal unter diesem blauen Himmel geweilt hat. Daß es aber so schlimm kommen würde wie in diesem Jahre, daß auch jenseits der Alpen der Winter mit so trozigen Geberden wie bei uns an die schlecht schließenden Fenster klopfen würde, das hätte niemand geglaubt. Daß es im Augusteischen Zeitalter, das uns sonst so lieblich geschildert wird, um diese Zeit, in den ersten Monaten des Jahres, Schnee, Eis und Hagel gegeben hat, wissen wir aus Horaz. Ob es aber damals auch schon vorgekommen ist, daß die Blüte der Mandelbäume in Sizilien um diese Zeit erfror? Einstweilen hat also der Deutsche, der mit Sehnsucht auf einen allgemeinen Umschwung des Wetters wartet, reichliche Muße, sich im Gsell-Fels umzusehen. Wer zum erstenmale seine große Rundreise antritt, wird bald seufzend bekennen müssen, daß er sich mit gebundenen Händen dem Führer anvertrauen muß, wenn er wenigstens überall gewesen sein und überall etwas gesehen haben will. Wer schon mehrere Reisen hinter sich hat, wird, wenn er in dem Buche seine Lieblingstouren aufsucht, oft genug stutzig und mißgestimmt werden. Wenn er das Kapitel „Rom“ aufschlägt, wird seine Mißstimmung, je nach seinem Temperament, in Ärger, Zorn und Melancholie umschlagen. Was haben die neuen Römer aus dem alten Rom gemacht! Sie wollen mit aller Gewalt aus einem riesigen Museum, das die schöpferische Geistesthätigkeit jeglicher Art im Laufe von fast drei Jahrtausenden in einem, wenn auch bisweilen etwas undeutlichen und verzerrten Spiegelbild erhalten hat, eine Weltstadt nach Pariser Stil, mit „allen Errungenschaften des modernen Verkehrs und der modernen Wohlfahrtseinrichtungen“ machen. Daß

die Tiberregulierung nötig war, und daß dabei manches Stück alter Kunst und Kultur zum Opfer fallen mußte, wird kein vernünftiger Mensch der Stadtverwaltung zum Vorwurf machen. Das war eine That, die dem Gemeinwohl, namentlich in gesundheitlicher Beziehung, zu gute kommen wird. Warum hat man aber nicht die Kraft gehabt oder die Macht geübt, der gemeinen Bauspekulation einen Riegel vorzuschieben? Wir hatten schon viel in den Zeitungen von der Verwüstung des alten Roms, von der Verschleuderung alten Grundbesitzes durch die römischen Adelsfamilien gelesen. Aber die meisten deutschen Leser haben die üble Gewohnheit, jede nicht amtlich durch den Reichsanzeiger verbürgte Nachricht für eine Lüge oder doch für eine mehr oder weniger starke Übertreibung zu halten. Nun, bei Gsell-Fels lesen wir alles klipp und klar. Eine Villa Ludovisi giebt es wirklich nicht mehr. Das Terrain ist parzellirt, um mit Mietkasernen bebaut zu werden, die berühmten Skulpturen sind nach dem in der Nähe liegenden Palazzo Piombino geschafft worden, und nur das angeblich von Domenichino erbaute Kasino mit den Fresken Guercinos ist — auf wie lange noch? — übrig geblieben.

Wir wollen diese melancholischen Betrachtungen nicht weiterspinnen. Wenn auch Rom die Zentralsonne ist und bleiben wird, der alle nach Italien fahrenden zustreben, so giebt es doch noch so viele wenig besuchte Stätten alter Kultur, namentlich im Osten der Apenninen, die die Denkmäler ihrer Vergangenheit besser gehütet und die Natur weniger verunstaltet haben als Rom, daß die Reisenden, die den Ärger über das Verlorne durch neue Eindrücke besänftigen oder verwischen wollen, einmal von der großen Heerstraße abweichen und sich in den von der modernen Kultur weniger berührten Städten und Ortschaften in der östlichen Hälfte Italiens umsehen sollten. An bequemen Eisenbahnverbindungen fehlt es nicht. Von Mailand und von Venedig gehen Züge nach Bologna und von da nach Rimini. Hier tritt die Eisenbahnlinie dicht ans Adriatische Meer, das sie bis Brindisi begleitet. Aber die meisten Reisenden, die diese Bahnlinie benutzen, wollen nach Griechenland, nach Konstantinopel, Ägypten und dem weitem Orient. Für den Freund der alten Kunst und der italienischen Geschichte hört die Küstenfahrt spätestens bei Ancona auf. Die Hauptpunkte, die ihn in den durch die Stationen Venedig, Bologna und Ancona bezeichneten Spigen des Eisenbahndreiecks auf längere Zeit fesseln, sind Ferrara, Ravenna und Rimini.

An diese dritte Klasse von Reisenden dachte ich, als mir der Herausgeber dieser Blätter vor einigen Wochen ein Buch übersandte, das schon darum eine eigentümliche Stellung einnimmt, weil es — in Deutschland ganz unerhört — nicht auf dem Büchermarkte verkauft wird. Um so schwieriger ist meine Aufgabe: ein Buch besprechen, das einer, der nicht in enger Beziehung zum Verfasser steht, nicht daraufhin kontrolliren kann, ob der Rezensent zu viel daran gelobt oder zu viel daran getadelt hat! Doch findet sich am Ende aus allen

Schwierigkeiten ein Ausweg, wenn man den Sachverhalt klar darlegt und Vertrauen gegen Vertrauen bietet. Das Buch, von dem wir reden, trägt den bescheidenen Titel: *Ahrenlese*, sein Verfasser ist der Seidenfabrikant und Ehrendoktor der Basler Universität Karl Vischer-Merian in Basel. Gewidmet ist es der Familie des Verfassers zu Weihnachten, und als Festgeschenk hat es auch eine Ausstattung erhalten, wie sie sich nur wenige deutsche oder deutschschreibende Gelehrte leisten können. Es trägt nicht etwa eines der bunten Kleider, wie deren so viele in aller Hast alljährlich für den deutschen Weihnachtsbüchermarkt von geschickten Büchermachern und Buchbindern beinahe fabrikmäßig hergestellt werden; auch ein künstlerisch gebildetes, anspruchsvolles Auge wird mit Wohlgefallen auf dem starken Oktavbände ruhen, dessen Seiten auf Büttenpapier mit kräftiger Antiquaschrift bedruckt sind. Aus einer der ältesten Basler Druckerwerkstätten, der Petrischen und nachmaligen Schweighauserischen, die auf eine vierhundertjährige Vergangenheit zurückblickt (der jetzige Inhaber ist Benno Schwabe) ist das Buch hervorgegangen. Wir sehen daraus mit Freuden, daß das Buchgewerbe in der alten Basilea noch immer in Blüte steht; wenn es auch für gewisse, mechanisch auszuführende Illustrationen und Einzelkupfer in Lichtdruck, Heliogravüre und Autotypie auswärtige Anstalten zur Hilfe heranziehen muß, so haben wir dafür die Genugthuung, daß in Basel noch die älteste Art der Illustrationstechnik, zugleich der Ruhm der alten Buchdruckerstadt, der Holzschnitt, mit Eifer gepflegt wird, und zwar in jener jedes fein empfindende Auge wahrhaft erquickenden Art des Feinschnitts, der durch Hans Holbein und seinen verständnisvollen Dolmetsch Hans Lützelburger klassische Bedeutung erhalten hat. Die Holzschnitte sind teils nach Photographien, teils nach Zeichnungen von Adolf Böllmy-Schaub und L. F. Anaus ausgeführt worden. Es ist selbstverständlich, daß die nach Zeichnungen viel besser, lebendiger, klarer und individueller ausgefallen sind, als die nach Photographien. Aber auch auf diesen haben die Holzschneider etwas mehr die schwarzen Schatten gelockert und die Einzelheiten aufgehellert, als es in den deutschen Werkstätten, die für den Markt Duzendware liefern, üblich ist. Das Wohnhaus des Boccaccio in Certaldo, das Böllmy nach einer Zeichnung geschnitten hat, hat mir neben andern Schnitten dieser Art besonders den Gedanken an Holbein und Lützelburger nahegelegt.

Mit diesem Zitat komme ich auf den Inhalt des Buches. Vischer, der schon die Siebzig überschritten hat, fühlte den Drang in sich, noch eine ungestillte Sehnsucht zu befriedigen. Trotz häufiger Reisen nach Italien hatte er doch nie einen Einblick in jene östlich vom Apennin gelegene Landschaften und Städte gethan, die der Schauplatz so vieler denkwürdigen Ereignisse, so vieler Einzelgeschichten von würdigen und unwürdigen Herrscherhäusern gewesen sind. Seine Zwecke waren mannichfaltig; aber im Grunde liefen sie doch auf das eine Ziel hinaus, die Menschen und ihre Thaten im Zusammen-

hange mit der Natur, der sie entsprossen waren, kennen und verstehen zu lernen. Mit vielseitigem Rüstzeug des Wissens gewappnet, hat er offene Augen und warme Empfindung für alles, was er sucht und was ihm ohne sein Zuthun begegnet, und in jeder Stadt, in der mächtige Persönlichkeiten gewaltet, geherrscht oder in der Überlieferung nachgewirkt haben, machte er diese zum Mittelpunkt seiner Betrachtungen. In Ravenna, dessen Baudenkmäler er mit unbefangnen Augen anschaut, in ihrem Ursprunge verfolgt und in ihrer Entwicklung zu erklären sucht, ist es Amalafunta, die Tochter Theodorichs des Großen, in Rimini sind es Sigismondo Malatesta und seine Ffotta, in Urbino Cesare Borgia, die im Mittelpunkte seiner Darstellung stehen.

Cesare Borgia hat, wie viele neuere Historiker und Kunsthistoriker, auch Bischer lebhaft interessirt. Sie wollten ihn gern in einem beglaubigten Bildnis kennen lernen. Aber es gab keins, das nicht bis zur Karrikatur, bis zum Typus eines nach Blut lechzenden Tyrannen gesteigert gewesen wäre. Das Bildnis, das lange Zeit unter dem Namen Borgias, angeblich als ein Meisterwerk von Raffael, im Palazzo Borgheze aufbewahrt wurde, ist seines Ruhmes entkleidet worden. Italien braucht ihm also keine Thräne nachzuweinen, daß es nach Frankreich verkauft worden ist, und der Käufer, Baron von Rothschild, hat keine Ursache, den dafür bezahlten Posten auf das Gewinnkonto zu setzen. Wirklich beglaubigte Bildnisse Cesare Borgias sind noch in Urbino vorhanden; wer sie gemalt hat, ist nicht bekannt. Aber ihr Ursprung läßt sich soweit zurückverfolgen, daß an ihrer Echtheit nicht gezweifelt werden kann. Bischer giebt zwei dieser Bildnisse in Heliogravüre und Holzschnitt wieder.

Ein andres Ergebnis seiner Ortsforschungen ist die Untersuchung der Gegend, wo Hasdrubal, der Bruder Hannibals, am 24. Juni 207 v. Chr. geschlagen und getötet worden ist, ehe er seinem bedrängten Bruder zu Hilfe kommen konnte. Nach Livius soll die Schlacht im Gebirge, an der Ostseite des Apennin, am rechten Ufer des zwei Kilometer südlich vom heutigen Fano ins Meer sich ergießenden Metaurus, stattgefunden haben. Aber die Beschaffenheit des Terrains und seine eigne Schilderung des Verlaufs der Schlacht sowie die des um mehr als hundert Jahre ältern griechischen Geschichtschreibers Polybios widersprechen der Ortsangabe des Livius. Nach Bischer's Untersuchungen lassen sich beide Schlachtberichte nur mit einer nördlich von dem Flüsschen Cesano, nicht weit von dem Städtchen Sena gallica, dem heutigen Sinigaglia, gelegnen Ebne vereinigen, in der es allein möglich war, „zwei Armeen in Schlachtordnung aufzustellen.“ Damit hat die Annahme Mommsens, der das Schlachtfeld nach Sena verlegt, eine neue Stütze gewonnen.

Das sind ein paar Proben aus der „Ahrenlese“ eines Mannes, der in hohem Greisenalter noch Rüstigkeit des Körpers und Frische des Geistes genug hat, der Lösung von Rätseln, die Geschichte und Natur aufgegeben haben, an

der Quelle nachzuspüren. Daß zu diesen Eigenschaften noch ein gutes Teil von jovialer Genügsamkeit und Bedürfnislosigkeit kommt, erraten wir aus den beiläufigen Bemerkungen über Unterschlupf und Verpflegung, die in dieser wenig bereisten Gegend Italiens bisweilen sehr ursprünglich waren, immer aber durch die Liebenswürdigkeit, Herzlichkeit und Uneigennützigkeit der Bewohner erträglich gemacht wurden. Es mag sein, daß der gebildete Schweizer, der eigentlich ein Universalmann ist, in dem sich französische Höflichkeit, germanische Geradheit und italienische Klugheit zusammengefunden haben, leichter den Weg zu den Herzen der Italiener findet, deren ausschließlicher Beruf meist die Fremdenindustrie ist, als der Deutsche, besonders der Norddeutsche. Einem Norddeutschen, der zum erstenmale in ein Gasthaus in Ravenna, Rimini oder Urbino kommt, wird es schwerlich gelingen, sich in das Vertrauen von Wirtstöchtern und wohlhabenden Bäuerinnen so einzuschmeicheln, daß sie ihm ihre Photographien schenken. Diesem Vertrauen verdankt Wischer einige der interessantesten Abbildungen seines Werkes, z. B. das Bildnis eines jungen ravennatischen Fräuleins, an dem er mit Recht den auch an den Venezianern beobachteten „leichten semitisirrenden Anflug“ hervorhebt, jedoch bei diesem Exemplar in einer „schwachen, durchaus unschädlichen Dosis.“ Wie sich diese Typen bis auf unsre Zeit erhalten haben, lernt man am besten durch das Studium der Gemälde und Skulpturen der alten italienischen Meister kennen. „Wie oft, schreibt Wischer, bin ich im Römischen und in Toskana unter dem Volke den Madonnen alter Meister begegnet, und so auch im Venezianischen den Typen, hier namentlich den männlichen, mit denen uns Paolo Veronese in seiner Hochzeit von Kana bekannt gemacht hat.“

Der stark ausgeprägte Unabhängigkeitsinn der schweizerischen Gelehrten, Romanschriftsteller und Dichter, der natürliche Wiederhall ihrer Erziehung und ihres Lebenslaufs, macht den Norddeutschen, insbesondere den Preußen, der mit den Überlieferungen seines Landes eng verwachsen ist und darum vor allem, was nicht mit der monarchischen Gesinnung übereinstimmt, eine natürliche Abneigung hat, die Lektüre schweizerischer Bücher bisweilen unbequem. In Äußerungen dieses Unabhängigkeitsfinnes fehlt es auch dem Buche Wischers nicht; aber sie fließen so selbstverständlich, so wenig aufdringlich nebenher, daß auch ein norddeutscher Leser — der süddeutsche ist von vornherein freundlich gestimmt — keinen Anstoß daran nehmen wird. Daß Wischer trotzdem einer von echtem deutschen Blute ist, dafür zeugt eine gelegentliche Äußerung über das Denkmal auf dem Niederwald, zu der ihn der Anblick eines Denkmals veranlaßt hat, das den für die Unabhängigkeit Italiens gefallenen in Ravenna errichtet worden ist. Er macht dabei die feine Bemerkung, daß eine Verbindung von „ideellen Landesmüttern in allegorischen Figuren“ mit realistischen, aus dem Leben gegriffnen Gestalten nur dann ästhetisch oder künstlerisch zu rechtfertigen sei, wenn beide in enge Beziehungen zu einander gebracht

würden; sonst riesen die allegorischen Gestalten keine besondere Begeisterung oder tiefere Empfindung hervor. Nur mit der Germania des Niederwalddenkmals macht er eine Ausnahme. Bei diesem Denkmal, sagt er, „suchen wir keine weitere Beziehung zwischen der Germania und den als Beiwerk und Schmuck auf den Reliefs und an den Ecken des Sockels befindlichen Figuren. Denn ihr Blick ist in die Ferne gerichtet, in jene Ebne jenseits des Rheins, wo der Erbfeind wohnt, dem ihre Geberde Unheil droht.“ Das ist ein unbefangenes und, wie wir glauben, zutreffendes Urteil über das Denkmal.


Aus der „Ährenlese“ würden auch für andre Leute Früchte erwachsen, wenn sich der Verfasser entschließen wollte, sein Werk durch den Buchhandel allgemein zugänglich zu machen. Eine Kritik hat er nicht zu scheuen, da er keine Ansprüche macht, sondern sich nur als Liebhaber von Kunst und Wissenschaft vorstellt, der sich selbst genügen und daneben auch für rüstigere Bauleute Werksteine herbeischaffen will. Außer den Fachgenossen, den besser und den weniger wissenden Kritikern giebt es aber in Deutschland und der Schweiz noch Sammler, die den altmodischen Namen „Bibliophilen“ tragen. Sie werden das Buch gern zum geschichtlichen Vergleich neben den vielgesuchten Drucken der alten Basilea aufstellen und sehen, wie neue und alte Zeit nach Verlauf von vier Jahrhunderten wieder zu gleichem künstlerischen Streben zusammengekommen sind.

Berlin

Adolf Rosenberg



## Die neueste Auflage der Geflügelten Worte

m Jahre 1864 hielt Georg Büchmann, Oberlehrer an der Friedrich-Werderschen Gewerbeschule in Berlin, im Saale des Berliner Schauspielhauses einen öffentlichen Vortrag über „landläufige Zitate,“ denen er bei dieser Gelegenheit die homerische Bezeichnung „geflügelte Worte“ gab, die seitdem allgemein üblich geworden ist. Ich erinnere mich noch recht gut, daß dieser Vortrag damals einiges Aufsehen machte, weniger wegen seines fesselnden Inhalts, als wegen eines kleinen damit verbundenen Vorkommnisses. Als nämlich der Vortragende gegen Ende seines Vortrags auch auf historische Zitate jüngsten Datums kam und darunter auch das Bismarckische Wort von der „Blut- und Eisenpolitik“ anführte, erhob sich die als Zuhörerin anwesende Königin Augusta und verließ den Saal. Es war ja die schlimmste Periode der Konfliktzeit, und die hohe